

(Giustizia-thriller)

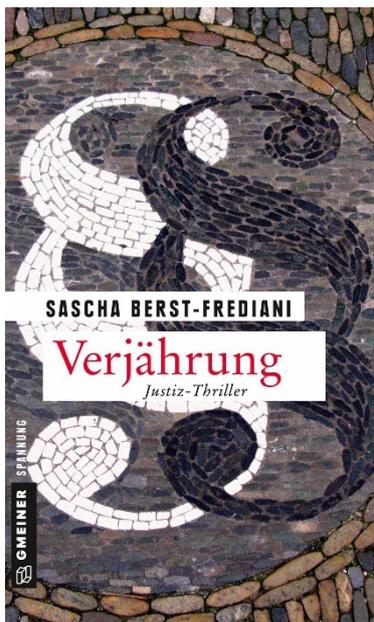
Original publisher: Gmeiner Verlag

Original Language: Tedesco

First publication: Luglio 2019

Rights: Disponibili per italiano

3.426



Verjährung Sascha Berst-Frediani

pp. 256

Un nuovo appassionante
romanzo del genere letterario
giustizia-thriller

Cabrata UG (haftungsbeschränkt)
Editorial projects, Literary Agency

Prescrizione

Occhio per occhio: il procuratore Antonio Tedeschi riceve una chiamata che lo proietta indietro nel suo passato. La madre dell'amico d'infanzia Vittorio Schreiber gli racconta con voce rotta dal pianto la morte del figlio. E' morto di fame. Inorridito, Antonio cerca i motivi di questa crudele morte e, durante le sue indagini, arriva in un collegio dei gesuiti, il Collegio di San Biagio, dove diversi anni prima l'amicizia tra Antonio e Vittorio è venuta meno.

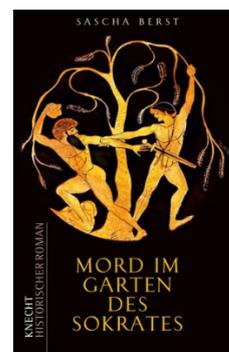
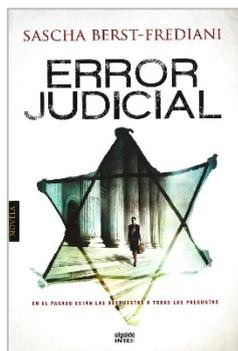
Un romanzo che è nello stesso filone del precedente romanzo di successo Fehlurteil. Indagini che fanno scoprire diversi e complessi aspetti dei rapporti umani e che sono narrati da chi conosce bene questa materia e che sa come avvincere il lettore fino all'ultima pagina del libro.



Sascha Berst-Frediani , nato in Italia, ha frequentato le scuole in Germania e in Italia. Ha studiato lingua e letteratura tedesca e diritto a Friburgo e Parigi.

Dopo aver conseguito il dottorato in giurisprudenza si è stabilito a Friburgo dove svolge la professione di avvocato. Nel 2013, l'autore ha vinto il premio "Freiburger Krimipreis" e nel maggio 2015 il "Herzogenrather Handschelle", della città di Herzogenrath. "Verjährung" è il suo terzo libro pubblicato da Gmeiner-Verlag. I suoi thriller sono pubblicati in tedesco, italiano spagnolo e francese e sono stati ristampati più volte. Il romanzo "Prescrizione" (Verjährung) prosegue lo stile e impostazione del romanzo "Errore giudiziario" (Fehlurteil)

Other titles by Sascha Berst-Frediani: Mord im Garten des Sokrates, Fehlurteil, Reue, Verjährung



SASCHA BERST-FREDIANI
Verjähung

AUGE UM AUGE Nach ihrem erfolgreichen Strafprozess gegen den ehemaligen Präsidenten des Oberlandesgerichts wurden die Staatsanwälte Antonio Tedeschi und Margarete Heymann befördert. Während Margarete deswegen nach Stuttgart zieht, bleibt Antonio in Freiburg zurück, wo er zunehmend vereinsamt. An einem regnerischen Tag im Februar erhält er einen Anruf, der ihn tief in die Vergangenheit zurückwirft. Sein Kindheits- und Jugendfreund Vittorio, der einzige Freund, den er hatte, ist gestorben. Auf Bitten von dessen Mutter geht er zur Beerdigung nach Sindelfingen, wo Vittorio unter großer Trauer der italienischen Gemeinde zu Grabe getragen wird. Dabei war sein Tod ebenso grausam wie verstörend – er ist verhungert. Tief erschüttert sucht Antonio nach Gründen für dieses furchtbare Ende und beginnt damit am Kolleg in St. Blasien, dort, wo ihre Freundschaft einst zerbrach. Vittorios Mutter hatte ihren Sohn als Dreizehnjährigen auf das von Jesuiten betriebene Internat geschickt. Hinter den alten Klostermauern scheint der Schlüssel zu Vittorios Tod zu liegen ...

© Klaus Polkowski



Sascha Berst-Frediani genoss seine Schulbildung in Deutschland sowie Italien. In Freiburg und Paris studierte er Germanistik und Rechtswissenschaften. Inzwischen ist der promovierte Jurist in Freiburg als Rechtsanwalt niedergelassen. Im Jahr 2013 gewann der Autor den Freiburger Krimipreis und im Mai 2015 die »Herzogenrather Handschelle«, den Krimipreis der Stadt Herzogenrath. »Verjährung« ist sein drittes Buch im Gmeiner-Verlag.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Reue (2018)
Fehlurteil (2014)

SASCHA BERST-FREDIANI

Verjährung

Justiz-Thriller

SPANNUNG

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2019

Lektorat: Sven Lang

Herstellung: Julia Franze

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Andreas Schwarzkopf
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Palais_Sickingen_3.jpg

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-2462-5

Menin aeide ...
(*Vom Zorn berichte ...*)

Homer, Ilias

VORWORT DES HERAUSGEBERS:

Der Bericht Antonio Tedeschis über die Anklage gegen einen ehemaligen OLG-Präsidenten, den ich in diesem Verlag unter dem Titel »Fehlurteil« herausgeben durfte, hat in der Freiburger Justiz für viel Aufsehen gesorgt und sogar im Ausland Wellen geschlagen. Seitdem sind Jahre vergangen, während denen ich von seinem Verfasser nichts mehr gehört habe. Leider, denn ich hätte die vielen Reaktionen, die das Buch hervorrief, gerne mit ihm geteilt. Aber selbst meine Versuche, nur seine Adresse auszumachen, blieben ohne Erfolg. Es war, als wollte er sich nicht finden lassen.

Ich hatte ihn schon beinahe vergessen, als mich vor wenigen Monaten ein Päckchen erreichte, das mich überraschte. Es trug keinen Absender, aber ich erkannte die in grüner Tinte ausgeführte Schrift auf dem Adressaufkleber sofort. Den Brief, den Tedeschi mir schrieb, und das Skript, das es enthielt, kann ich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten.

S. B. F.

Lieber Kollege,

es hat mich sehr gerührt, dass Sie sich Gedanken darüber gemacht haben, wieso ich meine Laufbahn als Staatsanwalt aufgegeben habe und nach Italien zurückgekehrt bin, in das Land, das meinen Eltern so wenig Heimat war,

wie ich eine sichere Existenz als deutscher Beamter mit regelmäßigem Einkommen und Pensionsanspruch hinter mir lassen konnte, um mich hier in das riesige Heer des akademischen Prekariats einzureihen, auf das Ansehen verzichten, das mit meinem Beruf als Staatsanwalt verbunden war, um mich stattdessen als Übersetzer und hin und wieder als Gutachter durchzuschlagen, wenn eines der wenigen größeren Anwaltsbüros, die es hier gibt, eine Expertise zum Deutschen Recht benötigt.

Wie Sie sicher schon vermuten, stelle auch ich mir diese Fragen, und das nicht nur, wenn sich die Zeit zwischen dem einen kleinen Auftrag, den ich erledigt habe, und dem nächsten, den ich gerade zu akquirieren versuche, besonders zieht, oder wenn die Winter wieder lang sind und es mich friert ... Sie haben richtig gelesen, wenn es mich friert. Es ist schon seltsam, aber mir war in Deutschland nie so kalt wie hier, in diesen Häusern mit ihren kleinen Fenstern, die so gebaut sind, dass sie die Hitze des Sommers draußen halten, aber nicht etwa die Wärme der Öfen drinnen, und die im Winter feucht sind und klamm und dunkel.

Als ich Deutschland vor nun etlichen Jahren verließ, glich dies – ich kann es nicht anders beschreiben – der Flucht aus einer unglücklichen Ehe, für die ich alles getan hatte, die mich am Ende aber doch völlig zerstört zurückließ. Dabei gab es vielleicht nicht das eine einschneidende Erlebnis, das mich davonjagte, oder den einen großen und skandalösen Fall, der mich bestimmte, das Land zu verlassen, in dem ich groß geworden bin. Eher war es die Fremdheit, die ich immer wieder empfand und mit

der mir begegnet wurde, die Fremdheit und das Gefühl, unzureichend zu sein, nicht zu genügen, nie zu genügen, ein Kreislauf von Ohnmacht und Scham ... Vielleicht verstehen Sie mich, wenn ich Ihnen von einer großen Ermittlung berichte, die ich als gerade beförderter Erster Staatsanwalt führte und in der sich all diese Eindrücke bündelten wie Licht, das durch ein Brennglas fällt. Dabei ist die Geschichte selbst voller Dunkelheit.

A. T.

1

Es war wenige Wochen nach meiner Beförderung zum Ersten Staatsanwalt und dem Abschied von Margarethe, als ich an einem kalten Februarmorgen einen Anruf erhielt, der mich tief in meine Vergangenheit zurückwarf.

»Antonio, bist du es?«, klang die von Tränen erstickte Stimme einer Frau durch den Hörer. »Antonio, er ist tot.«

Zwanzig Jahre lang hatte ich diese Stimme nicht gehört und zwanzig Jahre waren damals mehr als mein halbes Leben. Trotzdem erkannte ich sie sofort. Es war, als dränge die Stimme unmittelbar aus meiner Kindheit zu mir. Auch mir schossen die Tränen in die Augen, dabei blieb ich wie gelähmt und wusste nicht, was ich antworten sollte. Am liebsten hätte ich einfach nur den Hörer zur Seite gelegt und geschwiegen.

»Antonio, Antonio, hörst du mich? Bist du noch dran?«, fragte die Stimme aus meiner Vergangenheit.

»Ja«, antwortete ich. »Ja, ich bin noch dran. Entschuldigung, ich wusste nicht, was ich sagen sollte.«

»Kommst du zur Beerdigung?«

»Ja, natürlich, natürlich komme ich. Er war doch ...« Mein Freund, wollte ich sagen, er war doch mein Freund. Aber es kam mir seltsam vor, jemanden Freund zu nennen, den ich in den letzten zwanzig Jahren vielleicht viermal gesehen hatte. »Ja, natürlich werde ich kommen«, wiederholte ich.

»Ihr wart so gute Freunde«, sagte sie an meiner Stelle.

»Ja, das waren wir. Er war mein bester Freund«, antwortete ich und dachte: Er war mein einziger Freund.

»Ja, das war er«, sagte Frau Schreiber, »er hat immer viel über dich gesprochen, auch später noch, als ihr euch aus den Augen verloren habt. Er war sehr stolz auf dich.«

»Ich ...«, begann ich, aber ich wusste nicht weiter. Was sollte ich antworten? »Ich habe auch über ihn gesprochen? Ich habe viel an ihn gedacht?« – »Es tut mir leid«, sagte ich stattdessen.

»Ja, ich weiß«, sagte Frau Schreiber.

»Woran ist er gestorben?« Die Frage brach aus mir heraus. »Er war doch noch so jung!« Ja, »jung«, sagte ich, obwohl es merkwürdig klang, jemanden jung zu nennen, der so alt war wie man selbst. Aber doch, er war jung – jung, zu jung für den Tod.

»Er ... Er war sehr krank«, sagte Frau Schreiber, »er war sehr krank.« Dann schluchzte sie und legte auf; ich ließ den Hörer sinken.

*

Vittorio Schreiber, Vittoriuzzo für meine Eltern, s' Viktorle für die wohlwollenden Schwaben um uns herum, Vittò für mich, war der nicht eheliche Sohn eines sizilianischen Gastarbeiters und einer Deutschen, deren Liebe daran zerbrechen musste, dass der Sizilianer in Italien bereits verheiratet und Vater von drei Söhnen war. Arcangelo Orlando, ein Freund und Kollege meines Vaters, war ungewöhnlich groß für einen Sizilianer, selbst für einen Italiener ungewöhnlich schön und von ansteckender Fröhlichkeit. Wie

mein Vater hatte er eine Schwäche für die Karten und den Wein, mehr noch aber für Berliner, Krapfen und Spritzgebäck, von denen er behauptete, sie erinnerten ihn an seine Heimat, und die er beinahe täglich in seiner Lieblingskonditorei am Marktplatz einkaufte, wo die damals junge Frau Schreiber – gute schwäbische Tochter, die sie war – am Verkaufstresen stand, um ihren Eltern zur Hand zu gehen. Frau Schreiber musste seinerzeit, so jedenfalls konnte ich es den leicht anzüglichen Bemerkungen meines Vaters entnehmen, eine ziemlich attraktive Frau gewesen sein, die mit ihren blonden Haaren, langen Beinen und einer ansehnlichen Oberweite nicht minder zu Erfolg und Umsatz der Konditorei beitrug als die legendären Kuchen ihres Vaters. Es konnte also nicht ausbleiben, dass Arcangelo und sie sich täglich sahen; es konnte nicht ausbleiben, dass sie auf ihn aufmerksam wurde und dass sie sich in ihn und seine strahlenden Augen verliebte, konnte dann eben auch nicht ausbleiben, auch wenn ihr Vater sie windelweich schlug, als er hörte, sie habe sich mit ihm eingelassen – niemand weiß, was für ihn schwerer zu ertragen war, der Umstand, dass Arcangelo verheiratet oder dass er Ausländer war –; ja, und auch der Skandal konnte nicht ausbleiben, als diese Liebe Früchte trug und Frau Schreiber einem bildhübschen Jungen das Leben schenkte, der dunkel und schön wie sein Vater war und den sie Vittorio taufte, in Anlehnung an Vittorio Gassman, den einzigen Deutschitaliener, den sie kannte, Vittorio, Vittorio Schreiber.

Wann ich ihn kennengelernt habe? Ich weiß es nicht mehr, nach meinem Gefühl kannte ich ihn schon immer,

obwohl unsere erste Begegnung erst nach meiner Ankunft in Deutschland gewesen sein kann. Arcangelo wohnte nur zwei Häuser weiter, ich nannte ihn Zio, Onkel, seit ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte, seitdem ich überhaupt denken und mich erinnern kann. Sizilien war weit, die Liebe groß. Es ließ sich auch mit Kompromissen leben. Wenn Frau Schreiber, Arcangelo und Vittorio spazieren gingen, dann kamen sie bei uns vorbei, und Vittò und ich spielten miteinander. Wenn seine Mutter jemanden brauchte, der auf ihn aufpasste, dann brachte sie ihn zu meiner Mutter, und auch dann spielten wir miteinander. Und wenn unsere Väter beschlossen, mit ihren Jungs durch Sindelfingen zu flanieren, um der schwäbischen Welt zu zeigen, wie gut das Schicksal es mit ihnen meinte, weil es ihnen hier in der Fremde doch zwei Söhne geschenkt hatte, dann liefen wir, rannten wir, stolperten wir Seite an Seite über das Kopfsteinpflaster. Wir spielten zusammen, wir aßen und schliefen zusammen. Als wir größer wurden, gingen wir morgens zusammen zur Schule und nachmittags zusammen auf den Fußballplatz. Wir schworen uns ewige Freundschaft und wie bei Winnetou und Old Shatterhand gab es nichts, was uns je hätte trennen können. Nichts. Oder nichts bis ... bis Arcangelos Schwiegervater starb und seine Ehefrau, die genug hatte von den Gerüchten, die da von Deutschland immer wieder bis nach Sizilien waberten, ihn aufforderte, die kleine Bar in Noto zu übernehmen, die ihr Vater geführt hatte, wie es seit unvordenklicher Zeit besprochen und vereinbart war, weil sie andernfalls mit ihren drei Söhnen nach Sindelfingen kommen würde, um dort einen Skan-

dal sizilianischen Ausmaßes zu veranstalten, von dem sich weder die schwäbische Kleinstadt noch diese blonde Puttana je wieder erholen würden. Arcangelo wollte, Arcangelo konnte sich nicht entziehen. Er liebte Vittorio und er liebte Frau Schreiber, er liebte sie wirklich, wie mein Vater mir zu erklären versuchte, aber er konnte sich der Familie und der Tradition nicht verweigern. Er ging und sah nicht zurück. Frau Schreiber verlor den Mann und schlimmer: Vittorio verlor den Vater.

Dreizehn Jahre alt waren wir damals und beide standen wir am Anfang dieser schweren Zeit, die uns von Jungs zu Männern machen sollte. Unsere Körper spielten verrückt, wir wussten gar nicht, wohin mit uns. Wir rauchten die ersten Zigaretten, tranken das erste Bier, schwänzten zum ersten Mal die Schule, stellten den Mädchen nach (auch das zum ersten Mal) und bezogen die ersten richtigen Prügel, weil sich ein älterer Bruder (der Metzgersohn, den ich wohl schon einmal erwähnt habe) und seine Kumpels genötigt sahen, die Ehre der Familie zu verteidigen, die wir vermeintlich beleidigt hatten, als wir seiner Schwester nachliefen. Als ich darauf mit einem blauen Auge und einer geschwollenen Nase nach Hause kam, fing ich mir ein paar Ohrfeigen von meinem Vater ein – aber nicht etwa, weil ich mich geprügelt, sondern weil ich offensichtlich verloren hatte – und wurde am nächsten Tag beim Boxverein angemeldet. Das war an Erziehungsmaßnahmen dann aber auch schon alles. Vittò dagegen stand mit gesenktem Kopf vor einer verzweifelten Mutter, die nicht wusste, was sie noch machen sollte, um den Jungen zu bändigen; einer Mutter, die die Konditorei zwischenzeitlich allein führen

musste, weil ihre Eltern zu alt waren, die ihrem Sohn Mutter und Vater zugleich sein sollte und deren Herz gebrochen war. Ein böses Ende würde es noch mit dem Bankert nehmen, das hatte ihr Vater schon immer geraunt – sündhaft die Mutter, Ehebrecher der Vater – und Frau Schreiber fürchtete, sie erlebte den Moment, an dem dieses böse Ende seinen Anfang nahm, ganz genau jetzt, weshalb man auch genau jetzt etwas tun musste, um das böse Ende zu vermeiden. Später wäre zu spät.

*

Und jetzt sollte er tot sein. Der Satz kam mir unwirklich vor. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Vittò tot war, und es ihn auf dieser Welt ganz und gar endgültig nicht mehr geben sollte. Die Erkenntnis verschloss sich vor mir. Ich empfand deswegen im Moment auch gar keine Trauer. Dass ich zuvor geweint hatte, war eine Reaktion auf die Tränen seiner Mutter, nicht der Schmerz über meinen eigenen Verlust. Nachdem ich den Hörer aufgelegt hatte, empfand ich nichts mehr. In mir war es leer, und die Leere fühlte sich fremd an.

Ich trat zum Fenster und sah hinaus, ebenso gut hätte ich die Polizeiberichte weiterlesen können, wie ich dies zuvor getan hatte. Tief hing ein stählerner Himmel über den Dächern Freiburgs, die Wälder um die Stadt verbargen sich hinter den Wolken. Alles schien grau. Es würde noch regnen ... Die Geschichten, die mich bewegen, beginnen offenbar immer an einem Regentag. Es war ebenso kalt draußen, wie es kalt war in mir.

2

Ja, wir wurden befördert. Einige Monate nachdem Margarethe und ich die Anklage gegen den ehemaligen Präsidenten des OLG Karlsruhe geführt hatten, wurden wir befördert, beide zu Ersten Staatsanwälten, beide vor der Zeit und beide natürlich zu Neid und Missgunst der Kollegen. In Freiburg war allerdings nur eine Planstelle frei, die andere gab es in unserer Landeshauptstadt, wobei mich die bloße Idee, ins Schwäbische zurückzukehren, um wieder in der Gegend zu leben, wo ich einen großen Teil meiner Kindheit und meine ganze Jugend verbracht hatte, mit Schrecken erfüllte. Für mich lag dort unter jedem Stein eine dunkle Erinnerung. Als wir von unserer Beförderung erfuhren – gleichzeitig, weil unser Chef uns in sein dunkles Büro zitiert hatte, um uns die Nachricht zu übermitteln und nachzufragen, wer von uns denn bereit wäre, nach Stuttgart zu wechseln –, sahen wir uns lange an, bis es schließlich Margarethe war, die nickte, lächelte und halb zu meiner Erleichterung, halb zu meiner Beklemmung eine Versetzung nach Württemberg akzeptierte. Sie muss gefühlt haben, wie sehr mich die Vorstellung einer Rückkehr in meine alte Heimat bedrückte.

»Ich gratuliere Ihnen, ich gratuliere Ihnen beiden von ganzem Herzen«, sagte Meißner in einem für ihn ungewohnten Überschwang und schüttelte uns dabei abwechselnd die Hand, während sich in meinem Herzen mein

Stolz über die Beförderung und der Kummer darüber, Margarethe zu verlieren, einen Kampf lieferten, von dem ich nicht wusste, welches Gefühl die Oberhand gewinnen würde. Ich starrte auf die hübsche Kopie des Davids von Donatello, den einzigen Schmuck, den Meißner seinem Büro gönnte, und sann darüber nach, dass diese Beförderung und die Trennung von Margarethe nun Lohn und Rache dafür waren, dass ich, als sie während der Ermittlungen gegen Joseph-Georg Müller ihre schwerste Zeit erlebte, heimlich eingegriffen hatte, um dafür zu sorgen, dass ihr der Fall anvertraut blieb und Meißner sie weiterhin unterstützte. Der Anruf damals aus dem Ministerium ... kam nicht aus dem Ministerium, er kam von mir. Hatte man mir nicht oft genug gesagt, dass ich mich genauso anhörte wie unser Justizminister, sobald ich schwäbelte?

Ich half ihr beim Umzug, half ihr bei der Renovierung der Freiburger Wohnung und bei der Renovierung der Wohnung in Stuttgart, die sie in einem ziemlich verdreckten Zustand übernommen hatte. Ich tat alles, was ich konnte, um den Abschied so lange hinauszuzögern, wie es nur ging. Aber irgendwann waren alle Wände gestrichen, war das letzte Regal aufgebaut, das letzte Buch eingeräumt und die letzte Umzugskiste geleert. Sie verabschiedete sich von mir, wie ich sie kennengelernt hatte, als sie ihr Büro einräumte, in Jeans, weißem T-Shirt und einem Tuch im blonden Haar, von dem aus eine Locke in ihre Stirn hing. Wir umarmten uns und küssten uns auf die Wangen, und ich wusste, dass ich sie liebte wie einen fernen Stern.

»Stuttgart ist nicht aus der Welt«, sagte Margarethe zum Abschied. »Wir können uns immer und jederzeit besuchen.« Aber für mich war Stuttgart eben doch aus der Welt. Ich wusste es, habe aber nichts gesagt.

Und so verlor ich Margarethe – für immer, wie ich befürchtete.

Was ich dafür gewann? Eine Beförderung, ein wenig mehr Geld, viel mehr Verantwortung, viel mehr Arbeit. Freude gewann ich keine und Freunde erst recht nicht. War meine Stellung bei der Staatsanwaltschaft schon immer schwierig gewesen, wurde sie jetzt fast unmöglich. Früher hatte keiner der Kollegen mich zum gemeinsamen Essen oder zumindest zum Kaffee eingeladen, wie dies unter den anderen üblich war, und dass sich dies ändern würde, hatte ich nicht erwartet. Jetzt aber verstummten die Gespräche, wenn ich mich in der Markthalle, wo ich immer noch gerne zu Mittag aß, zu den Kollegen an den Tisch stellte. Sie lächelten dann zwar und beantworteten auch die ein oder andere Frage, die ich stellte, denn ich war ja nun für einige ein Vorgesetzter, aber der Kontakt blieb oberflächlich und kühl. Sie mochten mich nicht und jetzt, nach der Beförderung, mochten sie mich noch weniger als früher.

»Vielleicht sollte Sie emol ä Feschtle mache«, sagte Wachtmeister Imbery, dem aufgefallen war, dass mich die Kollegen mieden, und der sich eines Tages ein Herz fasste und mich darauf ansprach, als er mir eine Kiste Wein von seinem Hof am Kaiserstuhl brachte.

»Ein Feschtle?«, wiederholte ich.

»Bissle Wiie un ebbes zum Esse'«, sagte er und sah